



Im kleinen Welttheater ist Wozzeck der Kasperl, der Hauptmann und der Doktor sind das Krokodil – auf der grossen Bühne ist es, wie das Opernhaus zeigt, nicht anders.

Bilder pd

## Komposition und Schrecken – Bilder zur «Wozzeck»-Musik

**OPERNHAUS** Mit einem Paukenschlag hat das Opernhaus die neue Saison eröffnet. Alban Bergs «Wozzeck» ist als das aufregende Musikwunder von höchster formaler Strenge, konzentrierter Fülle und bodenloser Expressivität zu erleben.

Alban Berg hat für die Komposition des «Wozzeck» auf seine aktuelle «atonale» Sprache, aber auch auf die strengen alten Formen der Musikgeschichte gesetzt, von der Fuge und der Passacaglia bis zur Sonate. Aber er betonte auch, dass davon niemand etwas merken und jeder im Publikum einzig von der «weit über das Einzelschicksal Wozzeck hinausgehenden Idee dieser Oper erfüllt sein dürfe».

Auf faszinierende Weise durchstrukturiert ist nun auch der neue Zürcher «Wozzeck» von Andreas Homoki (Inszenierung) und Michael Levine (Bühne und Kostüme). Ein ausgeklügeltes System von hintereinandergestapelten und in der Grösse veränderbaren Rahmen gliedert die Szenen, die gleichzeitig als ein einziges abtraumhaftes Szenario erscheinen. Wie Gespenster und Fratzen stehen die Personen so unvermittelt im Rahmen, wie sie wieder verschwinden, und die Hauptfigur Wozzeck ist nur eine aus der uniformen Masse von Marionetten.

### Kleine und grosse Weltbühne

Die strenge Choreografie der Inszenierung und die krude Geschichte eines Mords aus Eifersucht gefallen. In grossartiger Konsequenz korrespondiert die Inszenierung mit der Komposition, und wenn gewöhnlich in einer «Wozzeck»-Aufführung die Musik das Geschehen illustriert und deutet, so erlebt man hier das Gegenteil: ein Spiel, das Moment für Moment das scharf gezeichnete und geschnittene Bild zur Musik hervorruft und weniger die realen Personen einer Geschichte zeigt als Figuren, die die Welt bedeuten.

Vom Figurentheater ist die Inszenierung denn auch inspiriert: Die Bewegungsmechanik, die Beschränkung der Sicht auf den

Oberkörper der Darsteller, der flächige Guckkasten ohne Kulissen – all das erinnert entfernt an Kasperls kleines Welttheater, das hier dem grossen eines aufwendigen Opernspektakels Pate gestanden hat.

### Groteske Welt

Um welche Welt es sich handelt, lassen die Entstehungsumstände der Oper erahnen. 1913, zum 100. Geburtstag Georg Büchners, kam dessen «Woyzeck»-Fragment überhaupt erst zur Uraufführung, und im Mai 1914 folgte die Wiener Erstaufführung, die Berg zur Vertonung anregte. Doch dann versank die Welt im militärisch durchorganisierten Chaos des Ersten Weltkriegs, und «Wozzeck», mit dem sich Berg, selber in die Uniform gesteckt, weiter be-

schäftigte, wurde zur Chiffre einer Welt, in der Mord aus Eifersucht noch als das Menschlichste im bizarren Gesellschaftsbetrieb erscheint.

### Bizarre Musik

Dafür steht auch bizarre Musik, zerfetzt und zusammengestaucht der Militärmarsch, der Chor vom «Jäger aus der Pfalz», Volkslied und Tanz im Wirtshaus. Bergs

«Atonalität» zeigt sich in der schauerlichen Maskerade und sängerisch profilierten Gestaltung als grelle Satire. Und vielleicht wird man in dieser Aufführung – das Orchester unter der Leitung von Fabio Luisi verfügt grossartig über Bergs intensivierete, minutiös ausgearbeitete Farbpalette – mehr denn je hellhörig für diese Seite von Bergs Musiksprache. Der Chor meistert sie

ebenso brillant wie die Darsteller der monströsen Figuren, des grossspurigen Tambourmajors (Brandon Jovanovich), des hysterischen Hauptmanns (Wolfgang Ablinger-Sperrhacke) und des aufgeblasenen Doktors (Lars Woldt).

Bergs «Atonalität» ist freilich nicht nur die Sprache der Verfremdung, sondern des Eigentlichen. Für die Protagonisten, die als Personen mit ihrer Geschichte in dieser Inszenierung auf keinem realen Boden stehen, ist es nicht so leicht, die existenzielle Verlorenheit in den Abgründen der scheinbar stabilen Welt sichtbar zu machen und im grell überdrehten Maskenspiel Bergs schlichte Musik des trostlosen Erbarmens für uns aufgehen zu lassen.

### Eindrückliche Protagonisten

Zum Glück ist da aber auch die starke Textbezogenheit und souveräne sängerische Präsenz von Christian Gerhaher, der den einfachen Soldaten Wozzeck differenziert gestaltet, baritonale Warmherzigkeit, zurückhaltend und erregt aufbegehrend, ohne wirklich laut zu werden, und ebenso die Marie von Gun-Brit Barkmin, die mit kraftvoll gerundetem Sopran und starken, auch geschärften Höhen beeindruckt. Weitere wie Mauro Peters Andres, Irène Friedlis Margret gehören zum berührenden «Wozzeck»-Ensemble. Und Protagonisten sitzen auch im Orchester: Auch sie lassen mit suggestiver Deutlichkeit hören, was die Bühne nicht zeigt – von der untergehenden Sonne in der Szene auf dem freien Feld im ersten Akt bis zum blutig aufgehenden Mond in der Mordszene am Teich.

Berg selber wollte vor allem bei den landschaftlichen Bildern «nicht gern auf einen gewissen Realismus verzichten». Mit dem Verzicht lässt sich angesichts der überwältigenden Stringenz dieser auch gross gefeierten Premiere allerdings leben.

Herbert Büttiker



Der Tambourmajor ist ein «ganzer Kerl», und Marie kann nicht anders.

Andreas Homoki

«Wozzeck» ist ein leidenschaftliches Plädoyer für die Menschenwürde, ein Appell an die Menschlichkeit.»

## Ergreifende Klangorgie

**LUCERNE FESTIVAL** Simon Rattle zelebrierte in Luzern «The Dream of Gerontius» von Edward Elgar.

Das Schlusskonzert des Lucerne Festivals war ein Ereignis der besonderen Art. Nicht nur, dass Simone Rattle die Wiener Philharmoniker dirigierte. Mit von der Partie war auch der phänomenale, riesig besetzte Nachwuchschor der BBC Proms. Zusammen mit den Sängersolisten machten sie aus Edward Elgars oratorischem Hauptwerk «The Dream of Gerontius» op. 38 eine ergreifende Klangorgie.

Edward Elgars 90-minütiges Chorwerk «Der Traum des Gerontius» stammt aus dem Jahre 1900. Die Besetzung ist riesig, zu hören sind die harmonischen und leitmotivischen Errungenschaften Richard Wagners, aber auch der visionäre Geist Gustav Mahlers. Zudem bricht Elgar mit vielen Erwartungen: Es handelt sich hier nicht eigentlich um ein Oratorium, sondern eher um eine dramatische Kantate. Auch schreckt Elgar nicht vor katholischen Referenzen zurück, was im anglikanischen Grossbritannien dieser Zeit nicht akzeptiert wurde.

Den Text hat John Henry Newman 1865 verfasst, ein zur katholischen Kirche übergetretener Geistlicher. Er beschreibt die von einem Engel begleitete Reise der Seele vom Sterbebett zum Himmel und kulminiert in einer Vision des Allmächtigen, worauf die Seele ins Fegefeuer hinabsteigt. Elgar hat dieses visionäre Gedicht in aussergewöhnlich imaginativer Musik umgesetzt. Und auch hier überrascht er unkonventionell: Der alte sterbende Gerontius wird nicht von einem Bariton, sondern von einem agilen Tenor gesungen. Und die Erscheinung des ihn begleitenden Engels wird von einer dunkel timbrierten Frauenstimme gestaltet, nicht von einem lieblichen Sopran.

### Chor der Engel

Dramaturgisch ist das Stück eng dem Text nach komponiert, es ist vor allem auch rhythmisch davon inspiriert. Die zwei Teile sind durchkomponiert, der fließende Wechsel von Orchester-, Chor- und Solopartien, aber auch das raffinierte Ineinander führt zu einer suggestiven Sogkraft. Simon Rattle vermochte den Riesenapparat im kantatenhaften ersten Teil noch so zurückzuhalten, dass er dann bei der Höllenvision der Vision des Allmächtigen eine phänomenale dramatische Steigerung erzielte.

Der BBC Proms Youth Choir, von Simon Halsey einstudiert, sang den Chor der Freunde, der Engel und der Dämonen mit subtiler dynamischer Abstufung und prägnantem Ausdruck. So ein weiches, gut tragendes Piano hört man von so einer grossen Besetzung selten, das Dämonische war nie übertrieben, die Engel klangen hell und rein. Der Tenor Toby Spence steigerte sich sukzessive in seine kantatenhafte Partie des Gerontius, das sterbende Ringen nahm man ihm ebenso ab wie die schwerelose, von Furcht begleitete Seligkeit. Kurz, aber prägnant war der Auftritt des Priesters, dem der Bariton Roderick Williams eine «irdische» Präsenz verlieh, und Magdalena Kožená schwang ihren tröstlichen Mezzosopran wunderbar weich und dunkel aus. Simon Rattle zelebrierte die eher dunklen elgarischen Farben auch im Orchester, es war ein atemberaubendes, aber nie exzentrisches Durchmusizieren von echt visionärer Klangkraft. Sibylle Ehrismann